

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberhaffan.

6) Roman von Koloman Mikszáth.

V.

In großer Gala erschienen unsere Freunde, den Säbel an der Seite. Herr Michael Vestfal zeigte sich als ein feischer, hübscher Jüngling. Er hielt die Ansprache, er beschrieb die traurigen Zustände in Keckemet so treu, so schön, daß die vier hinter ihm stehenden Senatoren in Thränen ausbrachen. (Herr Jmeck wurde bereits gestern nach Hause gesendet.) Die Rede gipfelte nach vielen Stilblüthen darin, daß die Keckemeter dem Allgewaltigen mit dem Ersuchen zu Füßen fallen, dieser möge ihnen einen ständig in Keckemet wohnenden Pascha bewilligen oder einen anderen Würdenträger, wenn er auch nur so groß wäre, wie ein kleiner Finger, der sie fortan vor den Plünderern bewahre. Bloß das Faktum, daß ein Mann des erhabenen Sultans in Keckemet ist, rettet den Frieden und die Existenz der Stadt. Nach einer rhetorischen Wendung malte er es sodann schwungvoll aus, welch herrliches Leben der Pascha dort führen würde; sie werden ihm ein Steinhaus bauen, werden ihn schätzen und achten, werden ihn bedienen, aus ihrer Hand werde er den süßen Honig essen können, und so weiter.

Nun übersetzte der Dolmetsch des Ofner Pascha, Nazur Bey die Rede dem Sultan, der dieselbe mit apathischem Gesichte und sehr gelangweilt zu Ende hörte. Im übrigen war dieser ein ganz sympathischer Herr; etwa vierzig Jahre alt. Sie und da nickte er dazu mit dem Kopfe.

Ibrahim Pascha, der Ofner General, stand neben dem Sultan mit verschränkten Armen und lauerte mit blutunterlaufenen Augen, wie wenn er sagen würde: „Die Rede haben wir nun gehört, nun lasset uns die Argumente sehen.“ Diese folgten sofort.

Gabriel Porosznoki trat hervor, öffnete das apfelgrüne seidene Futteral, das er vor sich hinhielt, er entnahm demselben die prächtig gearbeitete goldene Peitsche und den Fohls, dann legte er sie auf den Schemel zu Füßen des Sultans. „Wir legen zu Deinen Füßen, erhabener Herr, die Waffen Keckemet's.“

Der Sultan bückte sich, hob die Peitsche auf und betrachtete sie eine Zeit lang. Dann wechselte er mit Ibrahim einige leise Worte.

Unterdessen hatte der Herr Senator Jmolai gerade seine Kehle gewetzt und leierte dann mit ehrerbietigem Krächzen folgendermaßen: „Deinen heldenhaften Soldaten haben wir einen kleinen Braten gebracht, größter der Sultane, sei so gnädig und betrachte denselben durch das Fenster.“

Bey Nazur verdolmetschte auch dies mechanisch, worauf sich der Sultan unwillig vom Sopha erhob, um zum Fenster zu treten, von wo aus die prächtigen Kinder und Fohlen zu sehen waren, zu denen Herr Franz Kriston den Prolog gestammelt. All' dies interessirte den mächtigen Herrn des Orients nicht besonders, müde ließ er sich wieder auf das Sopha fallen. . . Jetzt öffnete sich die Thür des Saales und ein kühler Windhauch schlich sich ein. Vielleicht hatte dies das Knistern der vier Weiberröcke verursacht. Die Keckemeter Mädchen traten ein, frisch und lieblich.

Der Sultan sprang erregt empor. Christophus Agoston stellte sich in die Mitte des Zimmers, einem Schuljungen gleich und mit Gesten, als ob er einen Strauß in den Händen hielte, den er dem Papa überreicht, deklamirte er verschämt: „Wir brachten auch ein klein wenig Blumen, gnädigster Herr.“

Der Sultan verstand gewiß nicht die ungarischen Worte, jedoch er geruhte jetzt auch ohne jedes weitere Hinzuthun zu lächeln. Dann rief er fröhlich dem Ofner Pascha zu: „Einen Schleier über sie, schnell, Ibrahim,“ (dies wollte in orientlicher Sprache so viel heißen: „Befleckt sie nicht einen Augenblick länger mit Euren wollüstigen Blicken.“)

Während der Pascha hinausstürzte, um Verfügungen zu treffen, theilte der Sultan in langen gedehnten Worten etwas dem Dolmetsch mit.

„Se. Majestät der Sultan, dessen Schatten Allah beschirme, sagt Euch, Ihr Ungläubigen, daß er Eure Wünsche

berücksichtigen wird. Verhaltet Euch bis dahin ruhig und wartet draußen.“ Der Dolmetsch winkte, und damit war die Deputation entlassen.

Als aber Herr Agoston die gute Laune des Sultan sah, glaubte er die Zeit gekommen, irgend eine ewig denkwürdige That zu vollführen; er zog daher die hinausgehenden Vorsteher bei ihren Mantelflügeln zurück und sprach zu dem Dolmetsch: „Mächtiger Dolmetsch, rechte Hand Deines Herrn, vermittele noch eine Bitte!“

Der Großvezier, die anwesenden Paschas und Ulema betrachteten den Tollkühnen betroffen, und nicht weniger überrascht waren die Keckemeter Herren, aber der Sultan, an die Blumen Keckemet's denkend, lächelte noch immer, und wenn der Sultan lächelt, scheint die Sonne, die Gräser wachsen, die Steine spielen Harfe, und alles ist in Ordnung.

„Nun, was wollt Ihr noch?“ rief der Stellvertreter Ibrahim Paschas, Hassan, aus. „Sagt es schnell, denn es warten noch viele Deputationen draußen.“

„Gerade das ist es,“ fuhr Christoph Agoston ermutigt fort, „wir sahen draußen die Nagy-Röröser Deputation und wir bitten Se. Majestät ganz ergebenst, daß er ihr nichts gewähre, was sie auch verlangen möge.“

Der Vertreter des Sultans lachte und interpretirte selbst dem Beherrscher der Gläubigen diese zweite Bitte.

Auch der Beherrscher der Gläubigen lachte über den sonderbaren Wunsch (so etwas kam ihm in der Praxis noch nicht vor) und frug lebhaft, was der Grund davon sei.

Vestfal gab die Antwort: „Nagy-Rörös und Keckemet sind so mit einander wie Mekka und Medina, wie Hund und Kaze.“

Der Sultan gerieth in eine prächtige Laune, der Dolmetsch interpretirte gleichfalls mit freudestrahlendem Gesicht die Antwort des Herrschers: „Freut Euch! Der gnädige Padiſchah wird Eure erste Bitte genau überlegen, die zweite vollführen.“

Damit gingen die Keckemeter in den Hof hinaus, den auf den Einlaß wartenden Röröser Nachbarn „guten Morgen“ wünschend.

Nach einigen Minuten schlich sich der Vertraute des Sultans zu ihnen und vertröstete die Senatoren, ihnen auf die Schulter klopfend: „Ihr seid glückliche Spitzbuben! Ihr habt den Sultan ganz gewonnen und ihn erheitert. Kein Zweifel, alles wird geschehen.“ Er rieb sich zufrieden die Hände. Es waren ihm nachträglich hundert Dukaten versprochen worden, wenn in Keckemet eine türkische Behörde installirt wird.

Unter großen Hoffnungen schritten sie draußen auf und ab, die Rede des Obergerichters lobend und das Auftreten Agoston's. Herr Agoston selbst war ganz entzückt. „Nicht wahr, daß ich etwas werth bin? Da giebt es doch Verstand, Gewatter?“

Nach ungefähr anderthalb Stunden kam der türkische Vertrauensmann wieder zurück. Zornig schlenkerte er mit der Hand, sein Gesicht war roth vor Grimm wie Paprika. „Nun, Schweine,“ schrie er von weitem, „Ihr habt Euer Glück mit Füßen getreten!“

Die wackeren Herren sahen ihn versteinert an. „Was ist geschehen, um Gotteswillen?“

„Das ist geschehen, Ihr Esel, daß die Nagy-Röröser Deputation, die Entsernung der Ofner und Szolnoker Paschas beklagend, als Sie einer zu errichtenden türkischen Obrigkeit Keckemet wünschte.“

„Wir aber“ . . . stotterte Josef Jmolai. „Ihr aber liebet den Sultan versprechen, daß er den Wunsch der Nagy-Röröser, welcher es auch sei, nicht erfüllen werde. Erstarret!“

Damit drehte er ihnen den Rücken, nachdem er zuvor einige Male türkisch vor sie hinspizte.

Man hätte die Betroffenheit sehen sollen. Vestfal nagte den Schnurrbart, der ehrliche Porosznoki schimpfte, Kriston bekam Nasenbluten vor Schreck, der alte Jmolai begann zu schluchzen, während Herr Agoston direkt zu den Wagen ging, welche an der Donau standen, sich in den einen hineinlegte und mit der Bunda*) zudeckte, weil ihn ein solches Fieber

*) Ungarischer Pelz.

schüttelte, daß es, gleichmäßig vertheilt, für hundert Schnupfen ausgereicht hätte.

„Jetzt könnten wir nach Hause gehen,“ unterbrach Kriston das Schweigen.

„Wir warten den Beschluß des Sultans ab,“ meinte der Oberrichter.

Es mag Besperzeit gewesen sein, als der Kaimakan des Sultans in Begleitung des Dolmetsch sie abholen kam. Er geleitete sie in einen Saal und übergab ihnen einen Kasten, indem er durch den Mund des Dolmetsch sagte: „Das schickt Euch Se. Majestät der Padischah. Ihr werdet gewiß einen guten Gebrauch davon machen!“

Die Senatoren blickten traurig auf das dunkelgrüne Sammetkleidungsstück, welches mit goldenen Schnüren und Bändern geschmückt war, und erslaut schienen die Recksmeter einander zu fragen: „Also nur so viel?“

Herr Porosnoki gab seiner Unzufriedenheit auch in Worten Ausdruck: „Mehr ließ Se. Majestät nicht sagen?“

„Mehr nicht,“ erwiderte der Kaimakan mit großem Phlegma. „Der Sultan war Euch gut gesinnt, aber er mußte sein Wort einlösen. Ihr selbst habt es doch gewünscht.“

„Könnte man nicht noch einmal zu ihm gelangen?“

„Das geht nicht.“

„Donnerwetter! Wir sind schön daran! Es wird zu Hause eine Freude geben.“

„Wenn dem so ist,“ sagte der Oberrichter kalt, „dann fassen Sie diesen Kasten an, Herr Kriston.“

Franz Kriston ergriff sehr zornig und unehrbiätig den mit einer Bärenhaut wattirten Mantel, so daß das eine Ende desselben die Erde lehrte, und schleppte ihn mit großem Lärm dem Oberrichter nach. Als er zu den Wagen gelangte, warf er ihn in eine Ecke wie einen Fegen.

Herr Agoston war bereits verschwunden; der eine Kutscher konnte über ihn nur so viel Aufklärung geben, daß er sich im Wagen nach Waizen führen ließ, wo er eine verheirathete Tochter hatte, er sprach wenig, denn seine Zähne klapperten sehr, aber so viel sagte er doch, daß er Recksmeter nie wieder sehen werde. Als man die Pferde gefüttert und getränkt hatte, und die Unserigen sich auf den Heimweg begaben, dunkelte es bereits, der Rauch der Schornsteine vermischte sich mit dem Nebel, die Frösche quakten häßlich in den Pester Sümpfen, die Priester schrien unaussprechlich von den Dsner Minarets, während aus der Pester alten Burg die Gullen geisterhaft hervorhuschten. Nur weit, in irgend einem Dörfchen erklang eine weinerliche christliche Glocke. Der Nebel war röthlich-weiß, wie frisch gemolkene Milch, halb durchsichtig, so daß man spöttisch lachende kämpfende Drachen, gepanzerte Wunderthiere, Gespenster in Laken hervorscheinen sah. Am Himmelsgewölbe breitete sich eine einzige dunkelblaue Wolke schwerfällig aus.

Als sie die Pester Häuser verlassen hatten und mit schwerer Noth aus dem Sumpfe jenseits des Hatvaner Thores herauskamen, wo der Wagen Kriston's beinahe in einer Linnenbleiche stecken geblieben wäre, rückte die Wolke mit einem Male fort und verschlang plötzlich den Mond, wie wenn ein großer Silberthaler in einem blauen Strumpf versinkt. Es ward etwas finsterner; eine feierliche, melancholische Stille kam über die schlafende Natur. Nur die Wagen knirschten in ihren Achsen und hier und da wurde ein Hahnuruf in den Pester Tannen laut. Die Pferde zogen ungeru weiter, die Kutscher fluchten, und die Senatoren saßen in tiefe Gedanken versunken wortlos neben einander, nur zuweilen einige Worte austauschend. Und doch hätten sie auch ihre Gedanken austauschen können, denn diese waren die gleichen. Wenn der eine sagte: „Wie sollen wir zu Hause das große Nichts übergeben?“ antwortete der andere, nachdem er in die Nacht hinein gestarrt hatte: „Ich wäre jetzt lieber ein Schäferhund, als ein Recksmeter Senator.“ Der dritte hob sein gebeugtes Haupt und setzte seufzend hinzu: „Für hundert Ochsen und fünfzig Pferde einen grünen Mantel — das ist ein guter Markt.“ Damit wurden sie wieder schweigsam und starren neuerdings in den weißen Nebel, aus welchem sich jene bizarren Gestalten abhoben. Mit einem Male trat aus einer dieser Nebelsäulen ein Gespenst hervor. Augenscheinlicher, wahrer als die anderen, es stellte sich den Pferden entgegen. . . und sein Schatten bewegte sich auf der Straße. Die Pferde der Voranziehenden stugten. Der Kutscher blickte auf. Eine weiche weibliche Stimme erklang: „Bleiben Sie stehen!“

Der katholische Inokai machte das Zeichen des Kreuzes: „Alle guten Geister loben den Herrn!“

„Wer bist Du?“ fragte Kriston.

(Fortsetzung folgt.)

Bartel Turaser.

„Bartel Turaser“, Drama von Philipp Langmann, einem Neuling aus Oesterreich, wurde am Sonnabend im Lessing-Theater und zugleich am Deutschen Volkstheater in Wien zum ersten Male aufgeführt. Hier, wie in Wien, war der Erfolg stark, in Wien noch lebhafter, als bei uns. Das ist selten, daß sich ein neuer Mann so rasch die Bühne erobert. Ganz originalen Naturen wird es in der Regel anders gehen.

Als Direktor Blumenthal im Herbst dieses Jahres uns die Aufführung des „Turaser“ versprach, trat er mit großer, gönnerhafter Wärme für das Werk ein und meinte in einer Bureau-Notiz, der „Turaser“ sei den „Webern“ Hauptmann's mindestens ebenbürtig. Dadurch aber kam man zu einer irrthümlichen Anschauung. Denn Langmann's „Turaser“ ist wohl ein Drama aus dem Leben der Proletarier, jedoch ist es in der Grundidee wie der künstlerischen Methode nach von den „Webern“, die nach meiner ganz persönlichen Empfindung trotz allem der größte Wurf unserer neuzeitlichen Literatur bleiben, wesentlich verschieden. Viel mehr vom Blute der österreichischen Volksdichter rollt in den Aern Langmann's.

In den Webern ist der Verfasser über die Entwicklung des Dramas, wie er sie vorfand, hinausgegangen. Die Massennoth, nicht der Kampf des Einzelnen wurde ihm zur Tragödie; und darum werden die „Weber“, die an sich gewiß nichts mit der Sozialdemokratie zu thun haben, aber ohne die vorausgegangenen Klassenkämpfe nie hätten geschrieben werden können, ein kulturgeschichtliches Denkmal bleiben. Der „Turaser“ ist das Drama eines offenbar begabten, dichterisch empfindenden Mannes. Aber vom Wesen des Pfadfinders ist in dem jungen Poeten nichts zu finden; und wie wohl sein Drama, da es in Proletariatskreisen spielt und aus wirklicher Anschauung heraus geschrieben ist, auf sozialen Voraussetzungen aufgebaut ist, so kann es doch nicht — wiederum nach meiner ganz persönlichen Empfindung — als markanter Ausdruck der proletarischen Strömungen gelten.

So wie Anzengruber's „Meineidbauer“ die Gewissenstragödie eines bestimmten Bauern ist, so ist der Turaser die Gewissenstragödie eines Proletariats, der zu Fall gekommen. Damit will ich die künstlerische Kraft in beiden Werken nicht mit einander messen und dem jungen Langmann nicht eine Anzengruber-Zukunft verheißten. Wer so wie ich im Laufe der Jahre so manchen aufstauen sah, der zum Genie gestempelt worden war, als er auftrat, und dann rasch wieder verblich, der hält sich gern abseits, wenn die Mode irgend wen trönt.

Es steckt ein Zug zum Lehrhaften in dem Bartel Turaser. Nicht vom Kampf, von der Duldsamkeit im ethischen Sinne ist das Drama erfüllt. Ich habe gestern mit einem Reichstags-Abgeordneten über das Schauspiel gesprochen. Der meinte: Eudlich ein Drama, das den Hörer aufwärts leitet. Vielleicht, im Sinne der alten dramatischen Gerechtigkeit, die dem Sünder wider die Gemeinschaft Buße vor der verletzten Gemeinschaft auferlegt; also das Gerechtigkeitsbedürfnis des Hörers befriedigt. Allein der Grundton ist doch elegisch und pessimistisch. Kein Aufwärtsdrängen, kein Himmelfahren. Wir tragen die Erdenpein und werden sie immer tragen. „Höllisches Verhängnis“, das ist ein Wort, das Bartel Turaser mehrfach gebraucht; und kaum ein erdenfreundiger, heidnischer Ton klingt aus dem Drama empor. Wer ist schuldig, wer unschuldig, da wir insgesammt schuldig werden können? Ginge es nach Verdienst, wer wäre vor Schlägen sicher?

Eine Ebit der Demuth also durchströmt, manchmal allzu reich, das Drama. Wer begreift, der verdammt nicht mehr, auch den Schuldig-Unschuldigen nicht. Damit ist zugleich ein ethnographisches Moment berührt; das Drama ist weichmüthig, im Schlußakt stellenweise melodramatisch. Leichter lassen sich die armen österreichischen Leute vom Gefühlsleben lenken und über weichmüthigen Regungen vergessen sie oder vernachlässigen sie, was sie sonst ebenso verstandescharf beurtheilen oder theoretisch erkannt haben, wie andere Menschen. Sie sind impulsiver, werden leichter mitgerissen, ertragen aber auch leichter ein Unrecht, das ihnen widerfahren ist. „Lai lassen“, sagen die passiven Deutsch-Kärntner; nur gehen lassen, wir ändern es ja doch nicht. Es scheint, da Philipp Langmann sicher sehr gut gesehen hat, — einzelne proletarische Gestalten sind verblüffend einfach und lebenswahr gezeichnet. Auch innerhalb der proletarischen Bewegung ist dort das trohige Selbstbewußtsein nicht entfernt so rege, wie bei uns; und von jeher waren die Norddeutschen die zäheren Rechtskämpfer. Zu bedenken bleibt auch, daß die deutsche Sozialdemokratie sich theoretisch reiner entwickeln konnte, daß sie zeitlich länger kämpft und daß sie keinen nationalen Gemischschuh kennt, wie in Oesterreich.

Nicht anklagen, nicht entschuldigen will ich, sondern nur erklären, worauf es nach meinem Gefühl innerlich im „Turaser“ ankommt. Ueber die Judasthat des Turaser's wären norddeutsche Arbeiter nicht so hinweggekommen, wie die österreichischen Genossen. Das liegt an der Volksthat und an der vorläufigen Erziehung. Noth entschuldigt, sie rechtfertigt noch nicht alles. In großer Bedrängnis wird der Färber Turaser zum Verräther. Sein Kind, welches er zärtlich liebt, ist erkrankt; der Hunger ist Gast im Hause; die Färber streiten, und Turaser mit ihnen. Unerträglich war der Druck, den Werkmeister Klepyl, ein Leuteschinder „im Auftrag“, ausübte; dazu war der alte Klepyl noch lästern nach jungem Mädchenfleisch; und als er einmal ganz

ausartete, da überließ den Arbeitern die Galle. Kleppel wurde wegen seiner Lumpereien gegen ein Fabrikmädchen auf die Anklagebank geführt, und Turaser ist der Hauptzeuge der Klägerin Marie Zelber. In seinem Glend naht dem Turaser der Verderber und die Verderberin, Herr Kleppel und Turaser's Weib Albine, auf die eine Bestechungssumme von 200 Gulden sinnverwirrend einwirkt. Turaser hätte widerstanden; aber Adam giebt dem Vorden und Drängen seiner Eva nach, und Turaser ist gefallen.

Er schwört falsch, er könne sich nicht recht erinnern, es sei wohl möglich, daß er nicht recht gehört hätte, kurz, Kleppel wird freigesprochen, Marie Zelber zu Arrest verurtheilt, wegen Beleidigung des „Ehrenmannes“ Kleppel, und die Streikenden sind entlassen. Das Alles spielt sich in einer leidenschaftlich erregten Massenszene ab, in der es zwischen der Frau Turaser und der Zelberin bald zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Gegen den Verrath sträuben sich schließlich alle, aber rasch erregt, ist der Zorn auch leichter verrauht. Das Rechtsgefühl von Proletariern, deren Bewußtsein noch nicht vollkräftig entwickelt ist, hat nicht Energie und Schulingen genug, das häßlichste Ding der Welt, den Verrath an der Gemeinlichkeit, so energisch zurückzuweisen, wie man sollte. Das ist nicht eine dichterische Schwäche, sondern eine Schwäche in gewissen Volkszuständen. Die Gewissenstragödie wird verschärft, als Turaser gerade das Kind, für das er zum Judas wurde, durch den Tod verliert. Ist das Zufall, ist's Bedeutung? Er sinnt und grübelt darüber, in einer Hallucination erscheint ihm selbst sein todes Kind, bis er sich zur Selbstbefreiung aufrafft und die verlebte Gemeinlichkeit der Menschen durch ein Schulbekenntniß versöhnt. Er und Kleppel werden ins Zuchthaus wandern; Turaser aber als Sieger.

Die beste Gestalt des Stückes, Frau Albine Turaser, eine festumrissene Zeichnung, war leider von Frau Jling, einer spezifisch norddeutschen Schauspielerin gespielt worden. Sie quälte sich mit einem unmöglichen Wiener Dialekt ab und war in den hinteren Parkettreihen kaum zu verstehen. Warum sprach sie nicht lieber Schriftdeutsch? Welcher Regisseur kann derlei Mißhandlung des Dichtervortes dulden? Klug und einfach spielte Frä. Groß die Zelberin, und schlichter, als er sonst zu sein liebt, stellte sich Herr Klein zur Figur des Turaser, die dem Autor, da er sie zuviel mit eigenem Moralisiren und Spintisiren überlädt, nicht entfernt so gelungen ist, wie die Albine Turaser. — ff.

Aleines Feuilleton.

— Die Schrecken der Wüste. Aus Chicago wird dem „Hamb. Cor.“ geschrieben: Von den furchtbaren Gefahren der großen Sandwüsten im Südwesten der Vereinigten Staaten zeugen wieder einmal die Nachrichten, die kürzlich ein Bundes-Vermessungskorps von einem 75 englische Meilen langen Marsche durch die Mojawewüste im südlichen Kalifornien mitgebracht hat. Die Gesellschaft fand auf ihrem Wege nicht weniger als 380 Gräber von Opfern des Durstes, die alle erst aus der jüngsten Zeit stammen. An einer einzigen Stelle ruhten die Gebeine einer Familie, die acht Köpfe zählte. Die Leute hatten sich vor Antritt des gefährlichen Weges zwar mit Wasser versehen, begingen aber die Unklugheit, dasselbe in irdenen Krügen mit sich zu führen. Infolge irgend eines Unfalles zerbrachen während des Marsches die Gefäße, die unerföhlliche Flüssigkeit lief in den Sand, und Vater, Mutter und sechs Kinder sanken erschöpft unter einem Mesquitebusch nieder, um den schrecklichsten Tod zu sterben. Die Leichen der Unglücklichen, die Scherben der Gefäße und die todten Pferde wurden von Prospektoren gefunden, welche die Verdursteten vercharreten und der Gepflogenheit der Wüstenwanderer getreu die Gräber mit Kreuzen bezeichneter. An einer anderen Stelle fand das Vermessungskorps die Leichen von drei Prospektoren, die nur 50 Schritte von einem in dem Fels befindlichen natürlichen Wasserbehälter dem Durste erlegen waren. Um zu diesem Behälter zu gelangen, mußten die Männer etwa zwanzig Fuß emporzuklimmen, aber der Mangel an Wasser hatte sie bereits derartig geschwächt, daß sie dazu nicht mehr im stande waren und in der nächsten Nähe der ersehnten Flüssigkeit den Tod fanden.

Den Mittheilungen des eben jetzt zurückgekehrten Vermessungskorps zufolge ist die Luft in der Wüste ungemein trocken, sodass die im Körper enthaltene Flüssigkeit überaus schnell verdunstet. Ein Mann bedurfte neun Quart Wasser pro Tag, um das Eintreten von Fieberhitz zu verhüten, und die tägliche Wasserration für jedes Mäulthier betrug nicht weniger als zwanzig Gallonen. Bei einem Ingenieur zeigten sich schon Fiebererscheinungen, nachdem er nur wenige Stunden ohne Wasser gewesen war, und ohne Zweifel wäre er umgekommen, wenn er nicht bald erfrischt worden wäre. Dieser Zwischenfall trug sich zu bei 35 Grad Réaumur im Schatten, während die Luft fast ohne die geringste Feuchtigkeit war, und frisches Fleisch nicht in Verwesung überging, sondern zusammenschrumpfte. Der Tod durch Verdursten soll etwas Grauenhaftes sein. Zuerst fühlt das Opfer Schmerz zwischen den Schultern, dann wird die Zunge dick, und der Unglückliche hat die Empfindung, als würde sie von Nadelspitzen durchbohrt. In den Augen stellen sich Schmerzen ein, und die geringste Bewegung wird von solchen begleitet. Schließ-

lich wird das Opfer von Tobsucht ergriffen, welcher erst der Tod ein Ende macht. —

Theater.

Das Berliner Theater bringt ein Schauer- und Grauenstück „Die kleinen Vagabunden“, das dem pöbelhaftesten englischen Geschmack seine Entstehung verdankt. Mit dem Familientheater des Herrn Prasch ist es soweit gekommen, daß die anständige Kritik angeichts solcher Altentate ihre Mitarbeit verweigert und daß selbst ein Blatt, wie der „Sokal-Anzeiger“, der gewis nicht hohen geistigen Ansprüchen dienen will, erklärt: Selbst der nichtigste Schwank steht thürmhoch über solchen Dingen, die aus den tiefsten Tiefen der Kolportageliteratur geschöpft sind. Als Herr Prasch die Bühne übernahm, machte er im Berliner Theater im servilsten Sedan-Patriotismus. Jetzt in solchen Erzeugnissen! Interessant war, daß das Publikum am Sonntag sich zum theil gegen das Stück wehrte, während die Clique es in der Sonnabend-Première hochhob. —

Die Mitglieder der Freien Volkshöhe hatten am Sonntag Gelegenheit, das sonnendurchleuchtete warme „Jugend“-Foyll Max Halbe's im Lessing-Theater kennen zu lernen. Das Stück selbst wie die Darstellung sind an dieser Stelle schon besprochen worden. Die Alten über Halbe's Drama mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, die zum Schluß hervortreten, sind geschlossen. Die Herzlichkeit der Dichtung, der Jugendschwung, der wirklich darin lebt, riß auch das Publikum zu einmütiger Herzlichkeit hin. Das Hänschen, das im kurzen Frühlingsrausch ein jung aufblühendes Frauenleben vernichtet, gab ein nicht unsympathischer, junger Schauspieler, Herr Ulrich. Ein bischen jugendlich regloser noch und es ist eine Leistung aus einem Guß. Frä. Krause (Anna) macht manches, so wie's die Theaterfrauen zu machen pflegen. Wo sie sich davon emanzipirt, da wird die Gestalt der Anna reiner und erquicklicher. Den Kaplan Gregor giebt Herr Klein mit dem Nachdruck, der ihm eigen ist; klar und würdig ist Waldow's Pfarrer Poppe, ein katholischer Priester aus gemüthlicheren Tagen. Alles in allem kann man aufathmen, wenn man die Vorstellungen in der Friedrich Wilhelmstadt da gegen hält. —

—s. Die „Neue Freie Volkshöhe“ gab am Sonntag „Barbara Holzer“, Schauspiel in 3 Akten von Clara Viebig. Das Stück deckt sich inhaltlich mit der Erzählung derselben Autorin: „Die Schuldige“, die wir im August im „Unterhaltungsblatt“ zum Abdruck brachten. Aus dem Staatsanwalt ist in dem Schauspiel ein Landesgerichtsrath geworden, und einzelne Personen, besonders der Pfälzelbauer und die alte Katrin Holzer treten hier schärfer hervor, als in der Erzählung. Die Barbara selbst geschieht ihre That erst ein, als ihr von dem Tode ihres Kindes Mittheilung gemacht wird. Das Stück hat einen schwachen zweiten Akt, in dem die Titelheldin nicht einmal erscheint, der Landesgerichtsrath „ehrbarell“ sehr stark, und der junge Pfälzel ist noch flüchtiger gezeichnet als in der Erzählung. Gut ist der erste Akt, ausfallend die letzten Szenen des Stückes. Diese brachten auch denn in der „Neuen freien Volkshöhe“ den Erfolg. Der Beifall war sehr stark, die Verfasserin konnte einige Male vor den Vorhang treten. Das Spiel des Herrn Merten (Pfälzelbauer) und der Damen Grete Meyer (Barbara Holzer) und Elisabeth Gundra (Katrin Holzer) war gut. Man wird erwarten dürfen, daß sich das dramatische Gestaltungsbemögen der Autorin in einem neuen Werke noch stärker und wohlthuernder zeigen wird als in der ungegoffenen „Barbara Holzer“. —

Musik.

—er—. Königl. Opernhaus. Mozart: Cylus. 8. (letzter) Abend: „Die Zauberflöte“. Wenn wir ein Malheur haben, so kann ich nichts dazu, denn eine Zauberoper habe ich noch nicht komponirt“ — mit diesen Worten ging Mozart auf die Bitte seines Freimaurer-Bruders, des schlaunen Theaterdirektors Schikaneder, ein, zur „Zauberflöte“ die Musik zu schreiben. Zu welcher idealen Verklärtheit der Meister, der seinem Geiste noch einmal die höchste Steigerung seiner künstlerischen Polenzen abtrotzte, die Poffenreißereien des Schikaneder'schen Nachwerkes erhob; wie aus den Trivialitäten und Lächerlichkeiten des Textes, der für die gutmüthige Launigkeit und Wienerisch-furchtsame Komik des Federmannes Papageno zurecht gezimmert war, ein das Leben selbst in seinem tiefsten Gehalt widerspiegelndes Opern-Märchenbild entstand, wem wäre dieser hohe künstlerische Kulturwerth der „Zauberflöte“, diesem würdigen Ausgangspunkte aller Opernromantik, unbekannt! Was Mozart an Liebe und Zärtlichkeit genossen, daß wiederholten noch einmal im innigsten Seelentone das edle, vielgeprüfte Liebespaar Tamino und Pamina; was ihm das Leben an sittlicher Weisheit und erhabener Güte offenbart, das ließ er Sarastro, als Walter des reinsten Menschenthums, zumal in den beiden mysteriösen Gesängen: „In diesen heiligen Hallen“ und „O Isis und Osiris“ ausprechen; und wie er sich im Lebenskampfe von den Empfindungen schmerzlicher Sehnsucht immer zu seiner naiven Frohnatur hinüber rettete, so legte er dem heiteren Paar Papageno und Papagena im Gegenjage zum feierlichen Ernste der übrigen Gestalten die graziose Gefälligkeit seiner humoristischen Melodien in den Mund. — Die Darstellung hatte diesmal einer stehenden Repertiover gegenüber keiner besonderen

Vorbereitung bedurft. Es war ein würdiger Abschluß des Cyclus, wenn es auch an bösen Intonationen einiger der hervorragendsten Solisten nicht fehlte.

Der künstlerisch ideale Gewinn dieser Mozart-Aufführungen liegt in dem erfreulichen Zeichen der Zeit, daß, während eine unreife enthufastische Fortschrittsschaar alle dramatische Klassizität als überwindenen Standpunkt zu erklären bemüht ist, doch die einsichtsvolle Mehrheit für das ewig frische Interesse an Mozart wieder mit herzlicher Theilnahme eintrat und sich aus den modernen Orchester- und Bühnensensationen zu des Meisters menschlich wahrer Charakterisierungsfeinheit, zu seiner unerschöpflichen Erfindungskraft, zu seiner durchsichtig geistvollen vokal und orchestralen Polypophonie und zu seiner in Form und Klangschönheit unvergleichlichen Orchestersprache zurückleiten ließ. Ist unsern Künstlern, welchen leider das Tagesrepertoire sehr selten eine Erlaubung an den Mozartschen Offenbarungen des vollkommnen Gesangsstiles, der Grazie und des Humors gestattet, auch nicht die Erreichung einer idealen Stilreinheit gelungen, so mag ihnen hier die ungeschmälerte Anerkennung, für die edle Einfachheit, die poetische Liebendwürdigkeit und die dramatische Schöpferkraft eines der größten Genies mit allem Vermögen ihrer künstlerischen Mittel eingetreten zu sein, ausgesprochen werden. —

Kulturhistorisches.

— In den Kellerwohnungen der früheren kurfürstlichen Landes-kellereien und besonders auch des Dresdener Schloßkellers finden sich, wie das „Leipz. Tagebl.“ schreibt, merkwürdige Angaben. So ist verzeichnet, daß in dem einen Jahre, 1639, der Kurfürst, die Kurfürstin, die drei Prinzessinnen und die vier Prinzen zusammen 270 Eimer besten Mundwein vertrunken hätten. Für der Prinzessin Meerlase wurde täglich ein halbes Maß Pappenswein, für Herzog Morizens Hunde, „darin zu waschen“, ein Maß und zum Baden der indianischen Naben und der „Papiqoi“ ebenfalls ein Maß geliefert. —

Geographisches.

— **Sterned-Tiefe.** Die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien hat in ihrer letzten Sitzung einstimmig beschlossen, die von dem Kriegsschiff „Pola“ im Jahre 1892 gefundene merkwürdige Tiefe im Osten der Insel Rhodos in Erinnerung an die vom verstorbenen Admiral Freiherrn v. Sterned der Wissenschaft geleisteten Dienste fortan als die „Sterned-Tiefe“ zu bezeichnen. Dieselbe beträgt 3591 Meter und ist die größte Tiefe in dem östlich von der Insel Kandia gelegenen Theile des Mittelmeeres. Sie liegt unweit von der kleinasiatischen Küste, an welcher sich der Berg Mt-Dagh 3000 Meter hoch erhebt, so daß von seinem Gipfel bis zur Tiefe eine Niveau-Differenz von etwa 20 000 Fuß besteht. Die ganze Lage ist 29 Grad 1 Minute 24 Sekunden östlich von Greenwich, 35 Grad 52 Minuten 36 Sekunden nördlicher Breite. Die Temperatur des Wassers in dieser Tiefe beträgt 13,6 Grad Celsius und der Salzgehalt 3,88 pSt. —

Astronomisches.

— **Das Spektrum eines Meteors.** Der „i. Jg.“ wird geschrieben: Auf der Sternwarte zu Arequipa gelang es am 18. Juni d. J. zum ersten Male, das Spektrum eines Meteors zu erhalten. Will man einen Stern spektroskopisch untersuchen, so richtet man einfach das Fernrohr auf ihn und läßt durch einen feinen, zwischen den beiden Linsen befindlichen Spalt sein Licht auf ein brechendes Prisma fallen, wodurch es in den bekannten langen Farbensaum des Spektrums auseinandergezogen wird, in dem man nun die einzelnen Linien studiren und daraus die Bestandtheile, die das Licht ausstrahlen, ermitteln kann. Bei Meteoriten ist dies aus dem Grunde unmöglich, weil sie unerwartet erscheinen und längst erloschen sind, ehe man Zeit hat, das Fernrohr auf sie zu richten. Deshalb war das Spektrum eines Meteors bisher gänzlich unbekannt und nur eine sinnreiche in Arequipa angewendete Abänderung des gewohnten Apparates ermöglichte eine solche Wahrnehmung. Dort ist statt des kleinen Prismas zwischen den beiden Fernrohrkapseln ein großes vor das Objektiv gesetzt, das seinerseits durch eine photographische Porträtlinse von großem Gesichtsfelde ersetzt war. Dadurch wurden sämtliche Sterne des ganzen Gesichtsfeldes nicht als Stern, sondern als ausgezogene Spektren erblickt und können alle zusammen übersehen bzw. auf einer photographischen Platte aufgenommen werden. Als dies am 18. Juni geschah, passirte zufällig ein sehr helles Meteor die Stelle des Himmels, auf die das Fernrohr gerichtet war und zeichnete dadurch selbstständig sowohl seine Bahn als sein Spektrum auf der Platte auf. Das Spektrum bestand aus sechs hellen Linien, von denen vier dem Wasserstoff angehören, wogegen die zwei anderen zwar durch ihre Lage schon bekannt waren, während ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Elementen noch unbekannt ist. Das ist nun in doppelter Hinsicht höchst lehrreich. Erstlich enthünden sich die Meteore erst durch die Reibung an der Luft. Da indessen die Luft keinen Wasserstoff enthält, so muß der Wasserstoff, den das Meteor aufwies, von diesem auf seiner Reise durch den Weltraum mitgebracht worden sein und denselben Sterne wie das Meteor entstammen. Zweitens treten die beiden anderen Linien, die das Meteor noch zeigte, auch in den veränderlichen Sternen von langer und unregelmäßiger Dauer der

Lichtveränderung auf, so z. B. in dem Sterne des Walfisches, der den Namen der „Wunderbare“, Mira Coeli führt, dieser Stern erstrahlt bisweilen als ein Stern zweiter Größe hell am Südhimmel und dann nimmt er wieder ab bis zur neunten, dem freien Auge nicht sichtbaren Größe. Als ein Erklärungsversuch für diesen wunderbaren Vorgang ist eine Theorie von Prof. Seeliger in München anzusehen, wonach, ebenso wie unsere Erde bisweilen durch Meteorwolken hindurchgeht, auch im Weltraum solche Meteorwolken größerer Dimensionen als Nebelmassen bestehen. Wenn ein Stern auf seiner Bahn hindurchfaßt, so stürzen die Meteore in Massen auf ihn nieder und leuchten verbrennend auf. So wird dann dessen Helligkeit bedeutend gesteigert und zwar je nach der Dichtigkeit der Meteorwolke und der Zahl der aufstürzenden Meteore verschieden stark. Es ist eine ganz gewaltige Stütze dieser Theorie, wenn das einzige Meteor, dessen Spektrum wir kennen, dieselben zwei Linien aufweist, die sonst nur noch in diesen Sternen auftreten, denen übrigens auch die „neuen“ Sterne zuzuzählen sind, Sterne, die plötzlich auftauchen und nach einiger Zeit für immer verschwinden. —

Technisches.

— Um eine genaue Feststellung der Zeit des Ankommens und des Weggehens eines jeden Beamten, Briefträgers, Kastenleerers etc. zu ermöglichen, ist bei allen größeren amerikanischen Postanstalten ein automatischer Zeitanzeiger, „Bundy Time Recorder“ genannt, in Gebrauch. Die „D. Berl.-Z.“ schreibt darüber: Der Apparat gewährt äußerlich das Ansehen einer gewöhnlichen Regulator-Uhr. In dem unteren Theile des Uhrkastens ist ein Mechanismus angebracht, der bewirkt, daß durch einfache Rechtsdrehung eines Schlüssels in dem dazu bestimmten Schlüsselloche die Zeit mit der Nummer des Schlüssels auf einem im Innern des Kastens befindlichen Papierstreifen sich abdrückt. Wenn es sich darum handelt, die Zeit des Weggehens zu markiren, so ist außerdem ein Hebel zu drücken, wodurch ein sternförmiges Zeichen neben die anderen Angaben zu stehen kommt. Jeder Angestellte hat einen Schlüssel mit seiner darauf geprägten Nummer. Die Schlüssel hängen nach der Nummernfolge geordnet an Brettern neben der Uhr. Der Streifen ist nur für diejenige Person zugänglich, welche den Schlüssel zu der Thür des Apparates besitzt. Auf Grund des Streifens, der täglich herausgenommen wird, ist ersichtlich, wann jeder Beamte seinen Dienst angefangen und beendigt hat, bzw. wann er vom Posthause weggegangen und dahin zurückgekehrt ist. Außer bei den Postanstalten werden einige Tausend dieser Zeitanzeiger in den Vereinigten Staaten auch in kaufmännischen Geschäften, Fabriken u. s. w. verwendet. —

Humoristisches.

y. Ein eigenartiges Grabmal mit einer originellen Inschrift befindet sich in der Marienkirche zu Lübeck. Der im Jahre 1515 verstorbene Rathsherr Johann Kerkerling ließ es sich schon zu seinen Lebzeiten herstellen, damit es nach seinem Tode in St. Marien über seinen Gebeinen errichtet würde. Der Rathsherr hatte viele Kinder und ein Paar schiefe Beine. Beide Eigenschaften wünschte er nun auf seinem Grabstein verewigt im Bild und im Wort. Und so ließ er denn sich und seine Söhne und Töchter abkonterfeien in Gestalt einer Herde Schafe, der er selbst als Leithammel voranging auf dem Wege zum Himmel. Darunter stehen folgende plattdeutsche Reime:

Hir ligt begraben Hans Kerkerling,
De schef up sine Beine ging.
Herr, mak em doch den Schinken lit,
An nimm em an in din Himmelrit,
Du legt de Schap tho di nah,
So lat den Vock of mit gahn! —

Vermischtes vom Tage.

y. Infolge Kentern des Bootes sind bei der Insel Fanö zwei Fischer, Brüder, ertrunken. —

— In Horrem (Rheinprovinz) schoß bei einem Streite Einer auf seine Gegner. Die Kugel ging fehl und tödtete den am Streit gänzlich unbetheiligten Bruder des Schützen. —

— In Mülheim a. d. Ruhr kamen mehrere Arbeiter in Streit, in dessen Verlauf der eine auf zwei andere Revolver-schüsse abgab. Beide wurden schwer verletzt ins Krankenhaus übergeführt. Die Frau des einen verletzten Arbeiters, die bei dem Streit anwesend war, wurde, als sie ihren Mann zusammenbrechen sah, vom Schlage getroffen und sank todt zu Boden. —

— Wegen Verußbeleidigung der Lehrer in Nagel und Mühlbühl hat das Amtsgericht Wunsiedel zwei Nageler Männer stark in Strafe genommen. Es hat laut „Regensb. Ztg.“ den einen zu 14 Tagen Haft verurtheilt, weil er „Gute Nacht, Schulmeister!“ gerufen, den anderen zu 8 Tagen Gefängniß, weil er das Lied vom „armen Dorfschulmeisterlein“ zum Troh gesungen. —

— An der Ramingo-Brücke, zwischen Nizza und Mentone sind in den letzten drei Jahren 20 Radfahrer ums Leben gekommen. Die französische Regierung hat jetzt an der gefährlichen Brückenmauer ein Schutzhetz anbringen lassen, welches den auflaufenden Radler auffängt und vor einem furchtbaren Ende in der Tiefe des Abgrundes bewahrt. —